Stuttgart 22. 9. 2016 - „Gemeinsame Wurzeln - gemeinsame Wege“, Maria Jepsen

1

Beim Thema des Partnerschaftstreffens „Gemeinsame Wurzeln – gemeinsame Wege“ fiel mir sofort Psalm 1 ein: „Wohl dem, der Lust am Gesetz des HERRN hat und sinnt über seinem Gesetze Tag und Nacht! Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht. Und was er macht, das gerät wohl. . . Denn der HERR kennt den Weg der Gerechten.“

So unterschiedlich die Wurzeln der Bäume sind, breit oder tief, von ihnen her erhalten der Stamm, die Äste, die Blätter und Früchte Kraft, immer neu. Wir sehen die Wurzeln selten, und doch wissen wir, dass wir uns um sie kümmern müssen. Das Sichtbare, Über-Irdische der Bäume kann nur gedeihen, wenn es gut um die Wurzeln steht, ob es einheimische sind oder eingeschleppte und eingebürgerte.

Diese Bilder haben mich angeregt, und ich zitiere gleich Georges Arthur Goldschmidt, der 1938 wegen seiner jüdischen Herkunft als Zehnjähriger aus Deutschland fliehen musste oder konnte, ohne seine Eltern. Der schon vorher aus dem evangelischen Kindergottesdienst in einer Kleinstadt bei Hamburg herausgeworfen worden war, weil er, wie der Pastor sagte, die falschen Wurzeln hätte, jüdische und nicht arische. So wäre sein Leben nicht lebenswert. Schon gar nicht lebenswert. Das erzählte Goldschmidt mir vor Jahren.

Und nun sein Zitat: *„Im Südwesten Frankreichs gibt es den großen Wald Chateau-Renault. In der Mitte steht ein von weitem sichtbares Schloß. Dorthin führen verschiedene Straßen. Eine, von Lärchen, eine andere, von Tannen, und eine weitere, von Buchen umstellt. Wenn auch jeder dieser Wege vollkommen anders ist, so erreicht man doch von überallher dasselbe Schloß.“*

Lärchen, Tannen, Buchen.

Ich kenne die Vegetation Südwestfrankreichs nicht.

Aber was Goldschmidt hier beschreibt, ist mir ein Gleichnis für die Christenheit.

In verschiedene Konfessionen getrennt, gehen wir doch auf ein gemeinsames Ziel zu. Uns schwebt das Reich Gottes vor mit seinem Frieden. Das himmlische Jerusalem. Wir alle kennen die Verheißung, dass es nicht nur die Konfessionen sind, sondern dass am Ende der Zeit alle Völker der Erde, aus allen Religionen die Menschen, unterwegs sein werden dahin. Das ist eine große Hoffnung, die die Bibel in uns gelegt hat. Dass einmal Leid und Geschrei und Schmerz ein Ende haben. Dann, wenn wir das Schloss erreichen werden. Die Vision des ewigen Friedens.

Bis dahin haben wir mit den Unterschieden zu leben. Es ist die Frage, wie wir mit ihnen umgehen. Auch mit den Unterschieden unter uns.

Sie werden sich auf dieser Konsultation in Stuttgart einlassen auf die Unterschiede des lutherischen Gemeindelebens in Ihren Herkunftsländern. Aber dabei bleibt es nicht.

Genauso werden Sie Ihren Blick lenken auf den gegenwärtigen Zustand unserer Welt, auf die Unterschiede zwischen den Religionen und das entsetzliche Aufflammen des Terrors weltweit, der sich vordergründig religiös begründet. Auf die zunehmende Aufspaltung in Arme und Reiche. Die globalen Migrationsbewegungen. Die Konflikte zwischen den Kontinenten. Das Leid und den Tod der Flüchtlinge. Das Versagen und die Bemühungen der Politik.

Ganz Großes werden Sie also miteinander besprechen, aber auch das, was demgegenüber klein zu sein scheint. Aber es nicht ist: Die Wirklichkeit des Lebens in unseren Gemeinden. Die Traditionen, in denen wir jeweils verschieden aufgewachsen und beheimatet sind. Und mit unseren ganz persönlichen religiösen Gewohnheiten des Alltags, des Betens, des Gottesdienstfeierns, werden Sie sich befassen. Auch: wie weit wir, ich, meine je eigene Gewohnheit des Glaubens mitzuteilen und auch zu verändern, bereit bin. Oder das einfach nicht schaffe, weil das mir seit Kindheit Vertraute doch das Liebste ist - und bleibt?

Dazu sollen die Begegnungen hier in Stuttgart dienen. Dass wir uns aufeinander einlassen, einander zuhören und uns berühren lassen voneinander, im Herzen, da, wo unser Glaube ja noch mehr und tiefer wurzelt als in unserem Hirn und Verstand.

Lärchen, Tannen, Buchen säumen die Straßen zum Schloss, beschreibt es Goldschmidt.

Ich stelle mir vor, dass alle diese Straßen sehr schön sind. Das Schimmern der Lärchenbüschel, der Duft des Tannenweges, die Erhabenheit, unter den Buchen lang zu gehen.

Wir können und vor allem müssen uns vorstellen, mit wie viel Liebe und Zeit diese Alleengepflanzt und gepflegt worden sind. Sie sind die Traditionen unseres Gemeindelebens. Das uns Vertraute.

Ertragen wir es, wenn einer einen der Bäume da rausreißen will aus unserem Herzen? Oder auch nur einen Zweig abknickt oder ein Blatt auch nur abreißt. Dass man eine patriarchale Kirche in eine geschwisterliche, gendergerechte verändert, Frauen ordiniert und Eheschei-

dung unter Geistlichen akzeptiert? Dass Ohrenbeichte und Weihrauch selbstverständlich sind? Dass man homosexuelle Paare segnet und im Pfarrhaus wohnen lässt? Dass man Selbstmörder und Ausgetretene kirchlich bestattet? Dass man Kirchgebäude muslimischen Gemeinden überlässt für ihre Gottesdienste und gemeinsam betet?

Zerbröckelt so die Christenheit? Nein, gewiss nicht.

Die Christenheit ist von Anfang an von Verschiedenheit geprägt. Und es war längst nicht immer versöhnte Verschiedenheit. Man denke nur an die bissigen Bemerkungen unserer Reformatoren untereinander. Von „Gewäsch“ ist da die Rede und von „Klappermäuligkeit“ (so Luther über Bucer), und über das Abendmahl zerstritt man sich aufs Tiefste.

Immer wurde an Zweigen gezupft und an Ästen gesägt. Manche mauskleine Unterschiede wurden elefantengroß aufgeblasen.

Lärchen. Tannen. Buchen.

Jesus selbst ließ sich auf die Unterschiede ein. Er war kein Einzelgänger. Er wählte sich zwölf ständige Begleiter aus, und viele Frauen und Männer gehörten noch dazu. Viele Meinungen, die sich aneinander rieben.

Die Christenheit war nie über einen Kamm zu scheren, von Anbeginn an nicht. Denken wir an die Streitgespräche, das Apostelkonzil, die vier biblischen Evangelien und Briefe.

Das zu wissen, ist eine große Erleichterung, wenn wir einander betrachten, miteinander reden, uns auseinander- und zusammensetzen und uns zuhören.

2

Vergessen wir nicht: zu diesem Schloss kommt man nicht nur auf den fein ausgestatteten Straßen. Manchmal sind auch Einige abseits der Wege mitten im Wald unterwegs. Sie sind vielleicht gerade dabei, eine neue Schneise zu schlagen, die dann irgendwann einmal auch zu einer eigenen Allee wird.

Doch noch kommen ihre Vorstellungen uns anderen abstrus, sektiererisch vor, vielleicht sogar häretisch. Wie etwa die Erkenntnis des Bochumer Theologen Jan Heilmann: Dass Jesu Satz: „Ich bin das Brot des Lebens, wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nicht dürsten“, gar nicht auf das Abendmahlsritual ziele, Leib und Blut. Sondern dass mit dem Brot und Wein, von dem Jesus spricht, seine Lehre gemeint sei, die wir uns einverleiben sollen. Und nicht sein Leib und sein Blut. Das Ritual dafür sei erst später entstanden. Was hieße, dass Luther und Zwingli sich in Sachen Realpräsenz unsinnigerweise gestritten hätten. Dass alles viel einfacher gemeint gewesen ist in der Urchristenheit.

Manche Forschungen erschüttern erst einmal. Der feministischen Theologie ging es ähnlich. Die neu Entdecktes aussprechen, brauchen Mut. Denn sie zeigen uns weder ein Buchenblatt

noch eine Tannennadel oder ein Lärchenblatt, eine Lärchennadel. Sondern etwas Unge-
wohntes, geheimnisvoll wie ein sich aufrollender Farn.

Aber, wie gesagt, auch sie, Einzelne, sind im Wald unterwegs.

3

Das Losungswort für den heutigen Tag, die beiden Bibelstellen der Herrnhuter Brüdergemei-
ne, treffen, worum es uns geht:

„Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ fragt Kain Gott im Buch Genesis.

Daneben Paulus' Satz aus dem Philipperbrief: *„Ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern
auch auf das, was dem andern dient.“*

Beide Bibelstellen sind die Mahnung, dass wir uns aufeinander einlassen, gerade auch in
dem, was uns fremd und ärgerlich erscheint. Etwa auf den Schwung pfingstlich-
charismatischer Gemeinden oder die Abgeschiedenheit monastischer Gemeinschaften oder
die Volkskirche in anderen Ländern.

Ja, sagt Gott, du sollst deines Bruders Hüter sein. Deiner Schwester, und Hüterin auch.

Erinnern wir uns einen Moment lang an die beiden Felder, die ziemlich am Anfang der gro-
ßen Teile der Bibel beschrieben werden.

Am Anfang des Alten Testamentes: Das Hirtenfeld Abels, des Schäfers, nahe dem Paradies.
Da litt Kain, der Ackermann, unter der scheinbaren Ungerechtigkeit Gottes, dem der Schaf-
oder Ziegenbraten Abels einmal lieber war als seine Ackerfrüchte. Neid und Grimm erfassten
ihn, und es kam zur Bluttat.

Eine Geschichte ist das, die als Vorabbild der großen Verteilungskämpfe bis in heutige Zeit
stehen kann: um Ölfelder, Bodenschätze, seltene Erden und um was sonst blutig gestritten
wird. Wo die Kontinente einander nicht Hüter sind, sondern Räuber, Bedränger, Ausschlach-
ter. Als sei das ein Normalfall. Als wäre Kain, nein, nicht das Vorbild, aber das Vorabbild des
Menschen, der sich nur um das Seine, also nicht auch um das kümmert, was dem anderen
dient.

Und dann das ganz andere Feld, am Anfang des Neuen Testamentes, in Lukas 2. Etwas
außerhalb von Jerusalem das Hirtenfeld von Bethlehem. Dort, wo die christliche Bewegung
begann.

Sie begann mit Engeln und Hirten. Göttlichen Wesen und ganz normalen Menschen, so wie
wir es sind.

Die Engel verkündeten, was los war.

Und die Hirten, nachdem sie das Kind gesehen hatten, *„breiteten das Wort aus, das zu ihnen
von diesem Kind gesagt war,“* so übersetzt es Martin Luther, und weiter: *„Maria aber behielt
alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen“.*

Das ist der Grundvorgang der christlichen Bewegung.

Einfache Menschen hören die Worte und Geschichten von Jesus, bewegen sie und lassen sich von ihnen bewegen und erzählen sie weiter.

Keine Universität, keine Kirche, kein Tempel, kein Palast sind nötig. Keine neuen Strukturen und modernen Netzwerke müssen her. Ein einfaches Feld und ein Stall tun es auch.

Das ist die Keimzelle der Christenheit.

Nicht Theologen und Spezialisten sind unbedingt nötig, sondern einfache Menschen, mit Furcht und Neugier im Herzen, stehen am Anfang.

Irgendwann starben die Hirten und auch Maria.

Aber wozu sie die Engel in jener Nacht angestiftet hatten, ging weiter. Wir sind ihre Nachfolgerinnen und Nachfolger.

Vielleicht sollte man erwähnen, dass diese Hirten keine Europäer waren, keine Abend-, sondern Morgenländer. Ebenso die ersten Jüngerinnen und Jünger, mit ihrer oft bildreichen, alltagsbezogenen, einfachen Sprache.

4

Ein Missionsfeld – so haben unsere Vorfahren die Welt genannt. Denkt man an die beiden eben erwähnten Felder, erkennt man, welche Ambivalenz in diesem Ausdruck steckt. Wie sich ungewollt und unbewusst meist eben auch so etwas wie das Erbe Kains einmischte in die Bemühungen, das Wort Gottes auszubreiten. Selbstkritisch heißt es in einer Studie aus dem Bereich der Rheinischen Missionsgesellschaft: *„Die Notwendigkeit einer Kultivierung und Zivilisierung der heidnischen Völker nach dem Vorbild europäischer Kultur wurde dabei nicht angezweifelt, sondern diente gerade zur Begründung der Notwendigkeit außereuropäischer Mission – galt doch der christliche Glaube als Garant für das Erreichen dieser Kulturstufe und deren Aufrechterhaltung. Christlich-europäische Kulturmuster wurden dabei zu universellen Normen erhoben.“* So die Rheinische Mission.

Lärchen, Tannen, Buchen.

Um es überspitzt zu sagen: Wir Tannenbaumchristen sägten die Palmen ab. Unterdrückten und zerstörten das Indigene. Jahrhundertlang taten wir das. Doch inzwischen ist das Missionsverständnis ein anderes. Aus dem Belehren ist ein Aufeinanderhören geworden. Eigenständige Kirchen entstanden, mit eigenen Wegen auf das Schloss zu, umsäumt nicht mehr nur von europäischen Baumarten. Man könnte das sogar akustisch nachweisen: In den Klang der Choräle aus den Harmonien, die die Missionare nach Übersee verschifften, mischten sich andere Melodien aus Trommeln und anderen Musikinstrumenten, deren Namen ich nicht einmal kenne, asiatische, afrikanische.

Neben den 5. Evangelisten Johann Sebastian Bach sind andere sechste und siebte getreten. Und unsere Gemeinden hören ihre Rhythmen, und wir singen ihre Lieder. Es gibt, glaube ich, noch keine Statistik darüber, wie das Verhältnis von genuin europäischem Gesang zu außereuropäischer Musik in unseren Gottesdiensten ist. Wie viele Liedmelodien aus Afrika, Asien und Amerika in unseren Gesangbüchern abgedruckt sind, aber es sind nicht wenige. Es ist zu einem Hin und Her geworden.

Kains und Abels Kinder, Söhne und Töchter, singen miteinander. Aus dem eher dröhnenden Männerchor ist längst ein gemischter, ein wohlklingender Chor geworden. Gott sei Dank.

Für theologische Forschungen gilt übrigens ein Ähnliches. Wer heute Theologie studiert, muss sich mit theologischen Ansätzen aus fast aller Welt auseinandersetzen und auch mit dem, was andere Religionen ausmacht. Ohne feministische Ansätze blieben Theorie und Praxis unvollständig. Auch wenn das Stirnrunzeln bei Christen in Lettland und anderswo hervorruft. Jesus und Kirche ohne Einsatz für Genderngerechtigkeit und Inklusion will mir längst nicht mehr in Kopf und Herz.

5

Zurück zu den Gegebenheiten bei uns hierzulande.

Das war in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Ich hatte gerade mein Theologiestudium beendet und fing mit dem kirchlichen Dienst an. Da wurde uns vom EMW ein Plakat ins Pastorat geschickt, das ich bis heute nicht vergessen habe.

Es war so groß wie eine kleine Schultafel und es war grellorange.

Auf ihm war im Schattenriss ein afrikanischer oder asiatischer Mensch abgebildet. Der balancierte auf einer Tragstange über seiner Schulter irgendwelche schwere Last, ein mühselig Beladener aus Übersee.

Doch in ganz großen Lettern stand auf diesem Plakat geschrieben: *Europas Christen müssen reicher werden.*

Auf den ersten Blick klang das für mich wie Spott und Hohn, provozierend, zynisch. Noch reicher etwa? Im Vergleich zu den Dritte-Welt oder Entwicklungs-Ländern, wie man sie damals noch nannte.

Doch wenn man näher herantrat an das Plakat, dann setzte sich in viel kleinerer Schrift dieser groß geschriebene Satz fort mit:

Europas Christen müssen reicher werden - an Hoffnung Wahrhaftigkeit Demut Glaube Liebe Gerechtigkeit Barmherzigkeit Vertrauen Brüderlichkeit Erkenntnis durch Christus.

Ich habe dieses Plakat nie vergessen. Zusammengefaltet liegt es bei mir zu Hause irgendwo zwischen Büchern und Papieren, hat sich versteckt auf einem meiner Umzüge – sonst hätte ich es heute hierher mitgebracht. Seine Aussage, sein Anspruch gilt noch immer, scheint mir. Europas Christen sind arm.

Sie sind arm an gelebter Frömmigkeit.

Unsere Kirchentümer sind vergleichsweise materiell reich und glänzend. Doch unser Christentum wurde weithin eine gutbürgerliche Angelegenheit, ablesbar an schönen Bauten, schöner Musik und schönen Predigten. Achtete man mehr auf Ästhetik als auf gelebte Frömmigkeit?

Das Plakat kritisiert nicht unseren Wohlstand. Der ist überall auf Erden erwünscht und ersehnt.

Es verweist vielmehr darauf, dass die religiöse Substanz ausgehöhlt ist, dass die christlichen Werte bei uns weithin nur noch hohle Worte sind.

Das Plakat ist inzwischen über 40 Jahre alt. Seine Herausforderung gilt: Wir müssen reicher werden.

6

Zum Beispiel an Barmherzigkeit, um nur ein Stichwort des Plakates hervorzuheben.

In Krakau machte Papst Franziskus das vor. Auf dem katholischen Weltjugendtag, der unter dem Bibelwort: „*Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen*“ stand, prangerte der Papst eindeutig die Hartherzigkeit der Staaten an, die nicht bereit sind, Flüchtlinge in ihren Ländern aufzunehmen.

Mitbeeinflusst durch den Terror des IS bricht sich ein neues Menschenbild, ein neuer Nationalismus Bahn, auch hierzulande, der nur noch das Wohl des eigenen Landes im Blick hat und nicht auch das in den anderen Ländern. Die fern sind, wenn es zu helfen gilt, aber nah waren, als man sie ausbeuten konnte.

Der ehemalige Präsident Frankreichs, Sarkozy, sagte im Juli ganz eindeutig: „*Wir müssen unbarmherzig sein.*“ Er sagte das, als in Rouen ein alter Priester während der Messe brutal ermordet worden war, und meinte damit, dass gegen alle Ausläufer des IS härter vorgegangen werden müsste. Aber dieser kleine Satz scheint auch ungesagt im Hintergrund europäischer Flüchtlingspolitik zu stehen. Mit komplizierten Abkommen schottet man sich gegen die Migrationen ab. Als hätte Europa ein angeborenes Recht auf seinen Reichtum und als wäre die Armut der anderen eben Schicksal oder selbstverschuldet gar.

Der Stachel des Plakates sitzt. Europas Christen müssen reicher werden an Gerechtigkeit, an Barmherzigkeit, an Gastfreundlichkeit, an Demut. An **Hoffnung** – steht da zuerst auf dem Plakat. Haben wir die Hoffnung auf eine gerechte Welt aufgegeben? Oft scheint es so, wären da nicht die vielen Initiativen verschiedenster Gruppen und Organisationen, der Kirchen und christlichen Gemeinden, die sich mit den staatlichen Anstrengungen nicht zufrieden geben. Biblische Mahnungen und Visionen sind nicht ganz vergessen, und das haben wir insbesondere den Frauen zu verdanken.

7

Der Erzbischof von Rouen erklärte, ganz anders als Sarkozy: *„Die einzige Waffe, die wir haben, ist das Gebet und die Brüderlichkeit.“* Dem stimme ich voll zu, nur würde ich Geschwisterlichkeit sagen.

Wir resignieren nicht.

Offiziell hoffen wir in der Christenheit auf den wiederkehrenden Herrn, der die Lebenden und die Toten richten wird. Sonntag für Sonntag bekennen wir das. Nur so recht daran glauben, es für real zu nehmen, tut wohl niemand von uns.

Eigentlich haben wir uns sehr komfortabel mit der Vorstellung arrangiert, dass Gott sehr fern ist. In gewissermaßen sehr beruhigendem Abstand. Uns droht kein Gott.

Aus dem Schloss am Ende unseres Weges im Wald von Chateau-Renault erwarten wir in unseren Tagen, in unserem Leben niemanden, der uns entgegenkommt.

Es gibt allerdings eine Gruppe von Menschen auf Erden, und sie sind über den gesamten Globus verteilt, die diesen Tag herbeisehnen. Die sich aus den vielen Geschichten der Bibel mit fast schon verzweifelter Liebe die Stellen herauspicken, immer wieder, die von der Wiederkunft des Herrn, dem Erscheinen des Messias künden. Das sind die Elenden und Verzweifelten, die Flüchtlinge in den Lagern, die Migranten, die Hungerwanderer, die Kriegsvertriebenen, die von Diktatoren und Machthabern Unterdrückten und Verfolgten, die Gefolterten. Die sagen: lieber heute als morgen. Für die wäre Gott wirklich der Heiland. Die warten auf Gott.

„Denken Sie an die Millionen von Menschen in Flüchtlingslagern“, sagte 2012 der Konstanzer Globalhistoriker Jürgen Osterhammel, *„denken Sie an die vielen Millionen in den Flüchtlingslagern, die nichts anderes tun als warten. Da rast die Zeit nicht. Da steht sie bleiern still.“* 2012, vor nun schon 4 Jahren sagte er das, bevor die Zahl der Flüchtlinge weltweit auf mindestens 65 Millionen anstieg.

Wer nur einmal in der Bibel die Geschichte vom Teich Betesda gelesen hat, mit diesen fünf Hallen, in denen Kranke, Blinde, Lahme, Ausgezehrte lagen und warteten und warteten, dass das Wasser des Teiches sich bewegte, weil dann ein Engel des Herrn in ihn herabstieg – und wer zuerst hineinkäme, würde gesunden – aber es waren so viele, die es nicht schafften ... Oder wer nur einmal die Geschichte vom verlorenen Schaf verinnerlicht hat oder die von der aufdringlichen Witwe beim Richter – der ahnt, dass die Christenheit die Wartenden nicht länger warten lassen darf.

Je schwächer unser Glaube an die Wiederkunft des Herrn oder des Messias ist, und er ist schwach, desto stärker muss unsere religiöse Verpflichtung sein, uns für gerechtere Verhältnisse einzusetzen. Uns als Einzelne und Gemeinden politisch und sozial in das Tagesgeschehen einzumischen.

Resignation geht nicht.

8

Im 19. Jahrhundert stellte Kardinal Newman (1801-1890), dieser höchst eigenwillige Denker und Wanderer zwischen den Konfessionen, fest:

„Das Christentum ist von Anfang an ein einziges Nacheinander von Unruhe und Unordnung. Ein Jahrhundert ist wie das andere, nur dass denen, die gerade in ihm leben, das ihre schlechter erscheint als alle Zeiten vorher. .. Religion scheint immer im Aussterben, Spaltung übermächtig, das Licht der Wahrheit verdüstert, die Gläubigen versprengt. Die Sache Christi liegt immer im Todeskampf, als wäre es nur eine Frage der Zeit, ob es heute oder morgen mit ihr zuende geht. Die Heiligen sind immer im Schwinden, und Christus ist immer im Kommen. ... Die Fluten türmen ihre Wellen. Die Wogen des Meeres sind mächtig und wütend schäumend! Der Herr, der in der Höhe wohnt, ist mächtiger.“

So ein altes Statement macht gelassen. Ich glaube zudem auch gar nicht, dass wir unsere Zeiten nur als schlechter empfinden müssen als frühere, so schwierig sie auch sind.

Nach vielen Kämpfen und langem Schweigen ist es zumindest bei uns endlich zu einem kaum mehr für möglich gehaltenen Gespräch der großen Religionen miteinander gekommen. Diese interreligiösen partnerschaftlichen Begegnungen sind ein verheißungsvolles Gut für das dritte Jahrtausend.

Mögen diese nicht vorzeitig zum Abschluss kommen, sondern jahrhundertlang andauern. Sie entschärfen manche Konflikte, die unter dem Deckmantel der Religion veranstaltet werden. Ob es nun politische oder kulturelle Differenzen sind, oft die Lebensformen und die Sexualethik betreffend.

Vor allem stimmt mich froh, dass diese Gespräche bei uns und in vielen Ländern nicht nur auf der hohen Bühne der sogenannten Religionsführer geführt werden, vor Kameras und Mikrofonen der Medien. Sondern dass sie auch auf den niederen Ebenen, im Alltag stattfinden, dort wo die Angehörigen der verschiedenen Religionsgemeinschaften seit längerem nebeneinander leben und wohin es die Flüchtlinge nun verschlagen hat. Da werden existentielle Fragen nicht ausgeklammert oder wegakademisiert. Da geht es ums Eingemachte, um die eigenen Wurzeln.

Als Bischöfin noch habe ich wiederholt erlebt, wenn es rassistische Unruhen oder Hassausbrüche gab, wie sich muslimische, jüdische, christliche, buddhistische und hinduistische Gruppen und Gemeinden unterschiedlichster Couleur miteinander solidarisierten und zusammen beteten.

Die Religionsgemeinschaften vor Ort begreifen immer mehr, dass sie ein Friedenspotential in sich tragen. Ein Potential, das über alle kulturellen Unterschiede und theologischen Dissense für das reale Zusammenleben nutzbar gemacht werden kann.

Es mag sein, und ich hoffe darauf, dass gerade die sogenannten abrahamitischen Religionen es eines Tages als Geschenk begreifen, wie tief ineinander verzahnt ihre Botschaften sind. Und dass man die unterschiedlichen Wege, die die Religionen beschreiten, nicht nur toleriert, sondern als Wege zur Wahrheit würdigt, auch wenn keine Tannen oder Buchen an ihren Rändern wachsen, sondern uns fremde Vegetation.

Wenn wir uns im biblischen Glauben verwurzelt wissen, brauchen wir keine Angst vor Synkretismen zu haben.

9

Die weltweite Christenheit – die Wege, die wir gehen, sind viele und verschiedene.

Die Wurzel aber der Christenheit ist **eine** und deutlich allen gemeinsam:

das ist die Bibel, das ist die Heilige Schrift und nichts anderes sonst.

Keine Theologie, kein Dogma, auch Luther nicht. Sondern sola scriptura. Das Senfkorn, aus dem alles erwächst und sich weit ausbreitet.

Sollte ich selber ein Plakat entwerfen, das an die Gemeinden verschickt wird und das begännen, wie damals das vom EMW – es stünde darauf in großen Lettern: **Wir müssen reicher werden**, und genauso groß darunter: **an Kenntnis der Bibel und ihrer Gebete und Geschichten**.

Wir leiden an Bibelarmut. Die Kenntnis biblischer Geschichten und Inhalte hat rapide abgenommen. Nicht nur bei Kirchenfernen, sondern auch bei denen, die sich zur Kirche halten. Umfragen zur Bedeutung der kirchlichen Feste oder zu biblischen Gestalten bestätigen das traurig.

Wir alle sind des Lesens und Erzählens kundig und leben in einer Welt, in der man blitzschnell an Informationen herankommt. Aber was die Bibel anlangt, sind wir bald auf den frühmittelalterlichen Level zurückgesunken. Da begann man, der biblischen Unwissenheit der Leseunkundigen zu wehren, indem man Kirchenfenster schuf mit biblischen Motiven, und die Holzschnitzer und Maler stellten Bildtafeln her für die Altäre und Friese der Emporen, die über Mose und die Propheten belehrten, über die Jünger und Jesu Leben und das Jüngste Gericht. Biblia pauperum, die Bibel der Armen hat man das genannt.

Das war eine Bildungsmaßnahme, die glückte und die sich in den reformatorischen Bildungsmaßnahmen mit Bibelübersetzungen, Katechismus und Schulunterricht aufklärerisch fortsetzte.

Fragen Sie aber heute einen beliebigen Erwachsenen, so weiß er wahrscheinlich eher, wofür die Downingstreet mit ihrer Number Ten steht, als wofür die Straße zwischen Jerusalem und Jericho steht. Und alle, die sich nach Entschleunigung, nach Ruhe sehnen, sie nehmen sich doch nicht die Zeit für die Psalmen, für die kurzen Gleichnisse Jesu, für eigene Gebete oder gar regelmäßige Bibellese. Dabei bringt das Ruhe in das eigene Leben.

Die Bibel ist die sicherste Stelle, an der sich Gott finden lässt – sagt der jüdische Religionsphilosoph J.A. Heschel. Und die Hebräische Bibel ist mir mindestens so wertvoll wie die Griechische und wie die von Martin Luther übersetzten beiden Testamente. Einen Tag ohne Bibellektüre am Morgen, das kommt bei mir sehr, sehr selten vor – aber kommuniziere ich die biblischen Texte dann auch genauso regelmäßig außerhalb meiner vier Wände?

Das Wort im Herzen bewegen und ausbreiten - für mich ist das der wichtigste Appell an das Christentum in unserem Jahrtausend, die Aufgabe Nr. 1.

Eine Gemeinde, die einen Kindergottesdienst hat, die ist wie ein Garten, in dem eine Libelle fliegt – das ist die Luft in Ordnung, da kann man aufatmen.

Wir stehen wieder am Anfang. Wie Mose am Berg Sinai. Wie die Hirten auf den Feldern von Bethlehem.

Und es ist eine der schönsten Aufgaben, die die Christenheit hat.

Es ist wie bei Sisyphus – der Felsbrocken ist wieder herabgerollt aus der Höhe. Die Bibel liegt wieder unten. Wir müssen sie hoch in Kenntnis bringen. Das ist keine Strafarbeit – das muss und kann uns eine schöne, sinnvolle Aufgabe sein.

Erst die Engel, dann die Hirten, dann die Frauen und Männer am Mittelmeer und überall auf der Welt, insbesondere die Mütter und Großmütter in Verfolgungs- und Unterdrückungszeiten - und nun wir.

Wann haben Sie zuletzt, außerhalb der Kirche, eine der biblischen Geschichten erzählt? Nur so, aus Freude und Begeisterung. Aus dem Drang, anderen meine Lebensweise und Frömmigkeit zu offenbaren – und mit ihnen ins Gespräch zu kommen oder sie – positiv – ins Gebet zu nehmen.

So werden wir zu *schomer achi*, zum Hüter meines Bruders, unserer Schwester. Zu Menschen, die Schmiere stehen, die Hüterinnen und Wächter sind, zur Hilfe für die anderen, um Gottes willen. Das ist das Priestertum aller Glaubenden, also all derer, die sich durch die Taufe in Gott und seinem Wort verwurzelt wissen.

10

Zum Schluss die kleine Geschichte aus der jüdischen Haggada.

Als Mose die göttliche Offenbarung empfangen sollte, wollte gern jeder Baum, dass Gott gerade in ihm erscheine. Der Feigenbaum, der Weinstock, der Granatapfelbaum, der Nussbaum, der Ölbaum, der Johannisbrotbaum, die Weide, die Zeder und sicher auch die Lärche, die Tanne, die Buche.

Die Zeder rühmte sich ihres Wuchses, die Fruchtbäume ihrer Früchte, die Weide ihrer Biegsamkeit, die Tannen ihres Duftes. Ein jeder hielt sich für wert, der Baum der Offenbarung zu werden.

Nur der Dornbusch hielt sich zurück und sprach kein Wort, denn er dachte: „Was ist schon an mir? Ich bin voller Stacheln, trage keine Frucht, und die Menschen ritzen sich ihre Haut an mir wund.“

Aber Gott sprach: „Ich will mich gerade im Dornbusch dem Mose zeigen, damit auch der Unscheinbare Ruhm erlange.“

Und der Herr offenbarte sich im brennenden Dornbusch.

Erinnern wir uns, danach führte Gott sie durch Wüsten ins Gelobte Land und bewahrte sie und blieb bei ihnen. Und er bleibt bei uns auf unseren Wegen, heute und bis an der Welt Ende.